

# Die religiöse Lage der Heimatvertriebenen

Von PAULUS SLADEK O. S. Aug.

Das Jahr 1945 bedeutet für 12—14 Millionen Deutscher im Osten das Ende ihrer bisherigen Welt. Eine jahrhundertalte Ordnung, die auf Recht, Freiheit und wirtschaftliche Sicherheit aufgebaut war, stürzte mit dem Einzug polnischer und tschechischer Partisanen, deren Willkür jeder Deutsche wehrlos preisgegeben war, über Nacht zusammen. Angst und Schrecken, Armut und Hunger wurden die Wegbegleiter von Millionen.

Mitten in den Trümmern stand die Kirche als unerschüttertes Bollwerk. Bei ihr suchten Gläubige und Halbgläubige Hilfe und Rettung. Mancher hat damals für immer zu Gott zurückgefunden, mancher ist im Glauben irre geworden und hat in der Verzweiflung Hand an sich gelegt. Glücklicherweise die Gemeinden, deren Pfarrer sich in jener Zeit als gute Hirten erwiesen haben, die den Gläubigen unter vielfacher Gefahr in allen Nöten beistanden. Etwa fünfzehn ostdeutsche Priester-Martyrer haben in der Verteidigung der Frauenehre ihr Leben hingegeben, um von jenen zu schweigen, die um ihrer Hirtenliebe willen Gefängnis erdulden mußten oder ihr Leben hingeopfert haben. Eine beinahe ekstatische Religiosität erwachte. Aller irdischen Sicherungen beraubt, jeden Augenblick Gewalttat oder Verschleppung ins Ungewisse erwartend, lernten die geängstigten Menschen zu vertrauen im Glauben an das erschreckende und doch so tröstliche Geheimnis des Kreuzes Christi. In der größten Not bewährte sich diese Frömmigkeit oft in einem Leben geistlicher Armut und in Werken heroischer Nächstenliebe. Das ist der religiöse Ertrag jener Zeit, ein Wein der Gnade, der in der Kelter eines furchtbaren Schicksals aus den von Angst und Not zusammengepreßten Herzen ausgekeltert wurde und durch manche hochherzige Seele in eine neue Zukunft der Kirche getragen wird. Die Gestalt des verewigten Bischofs Kaller gibt davon in erschütternder Weise Zeugnis.

Zuerst wild über die Grenze gejagt, dann in geregelten Transporten, so kamen die Vertriebenen mit den wenigen Habseligkeiten, die man ihnen gelassen hatte, in das übriggebliebene Deutschland. Fast 12 Millionen sind es bis jetzt geworden, alle voller Hoffnung, daß sie hier wieder Frieden und Heimat fänden. In den ersten Monaten waren die Herzen vieler angerührt von dem Elend, das über die Grenzen flutete. Damals gab es noch keine organisierte Flüchtlingsbetreuung. Damals war aber die christliche Liebe wach in Höfen und Gemeinden, in Klöstern und Pfarrhäusern längs der Grenze und sonst überall. In der russischen Zone freilich, wo auch die Einheimischen völlig ausgeplündert worden waren, sind die Vertriebenen damals zu Hunderten in den Wäldern des Erzgebirges oder bei Görlitz zugrunde gegangen.

Das Jahr 1945 ging zu Ende. Staat und freie Wohlfahrtsverbände hatten sich der Vertriebenen angenommen. Die Leistung des Caritasver-

bandes bis heute ist zu einem Ruhmesblatt in der Geschichte der Kirche geworden. Jetzt kamen die Vertriebenen langsam zur Besinnung. Waren sie anfangs dankbar für jede Unterkunft, wenn sie nur dem hinter ihnen liegenden Schrecken entronnen waren — jetzt begannen sie zu vergleichen, was sie verloren hatten und was andere noch besaßen. Die Einheimischen aber bemühten sich, ihr bisheriges Leben wieder zu festigen und grenzten sich damit vom Schicksal der Vertriebenen ab. So lag bald vielfach ein breiter Graben zwischen den Menschen, die ohne besonderes Verdienst in ihrer früheren Welt weiterleben konnten, und jenen, die ohne besondere Schuld alles verloren hatten, was einst ihre Welt ausgemacht hatte. Die Unzufriedenheit und Verbitterung griff nach den Seelen der Heimatlosen.

Verlorene Heimat — man bedenke, was das bedeutet! Das verlorene Vaterhaus, das verlorene Hab und Gut, das durch Generationen erarbeitet und erspart worden war, die verlorene Arbeitsstätte, die Friedhöfe mit den Gräbern von Vater und Mutter! Dann die völlige Atomisierung der Volksgruppe durch die Methode der Aussiedlung, die Zerstörung der tragenden Ordnungen: der Sippe, Gemeinde und Arbeitsstätte und vor allem die Zerreißen der Familien! Es fehlen den Vertriebenen die Menschen links und rechts, die mit ihnen gleich fühlen und so einander Stütze und Halt sein können. Durch den Verlust der Heimat haben die meisten auch seelisch den Boden unter den Füßen verloren. Sie sind innerlich wund, äußerst empfindlich und verletzlich, ohne den Schutz, den gesichertes und gewohntes Leben geben. Mit der Heimat ist die religiös-sittliche Tradition, die das Gute hütende Atmosphäre, zerstört worden. In einer neuen Umgebung können diese Menschen nur dann langsam Wurzel fassen, wenn sich ihnen eine verstehende Hand entgegenstreckt. Welch große Aufgaben des Seelsorgers, diesen abgehetzten Menschen zu helfen, daß sie sich auch in der neuen Pfarrgemeinde zurechtfinden können!

In Restdeutschland war man auf die Aufnahme der Vertriebenen innerlich nicht vorbereitet. Schon die eigenen Sorgen und Nöte waren groß genug. Es fehlt aber auch immer wieder am Verständnis gegenüber den Menschen, die nun plötzlich als Bettler bis ins letzte Dorf kamen. Viele Westdeutsche können nicht begreifen, daß unschuldige Menschen aus ihrer Heimat verjagt werden konnten. Es fehlt die Kenntnis des deutschen Ostens, seiner Eigenart und seiner kulturellen Leistung. Schlesier und Ostpreußen werden nur allzu leicht unter dem Gesichtspunkt eines antipreußischen Affekts beurteilt. Noch geringer ist die Kenntnis der Volksdeutschen, die man eher Volksösterreicher nennen sollte, weil sie alle aus dem Bereich der früheren Habsburgermonarchie stammen. Die Geringschätzung des wilhelminischen Deutschland gegenüber dem alten Österreich wirkt sich heute in der Beurteilung der Sudeten- und Südostdeutschen aus, ohne daß man die große deutsche und katholische Kultur-

leistung des alten Österreich in Mitteleuropa sieht, die doch vor allem ein Werk dieser Volksdeutschen ist.

Häufig wirft man besonders den Sudetendeutschen ihren Nationalismus vor. Man übersieht dabei den hundertjährigen aggressiven Nationalismus der Tschechen, der schon das alte Österreich zerstört hat und durch Täuschung der Weltöffentlichkeit die Sudetendeutschen, die bei Österreich bleiben wollten, im Jahre 1918 in die von Anfang an als tschechischen Nationalstaat geplante Tschechoslowakei gezwungen hat. Leider waren auch die führenden katholischen Politiker unter den Tschechen gegen jeden nationalen Ausgleich mit den Sudetendeutschen und stützten die mit allen Mitteln der Staatsgewalt angestrebte Einengung des Lebensraumes der Sudetendeutschen. Im Oktober 1938 begrüßten die Sudetendeutschen Hitler als Befreier — sie hätten ebenso Brüning, Ebert oder Seipel begrüßt, wenn diese ihnen die Freiheit gebracht hätten. Aber ihre Liebe zu Volk und Heimat wurde von Hitler schnöde mißbraucht. Die blinde Vertrauensseligkeit der Auslandsdeutschen gegenüber dem deutschen Mutterland hat sie zu Opfern des Nationalsozialismus werden lassen, wie sich 1945 gezeigt hat.

Manche Seelsorger klagen auch über die religiöse Lauheit der Sudetendeutschen. Es ist zu einfach, nur dem sudetendeutschen Klerus die Schuld dafür zuzuschreiben; die Ursachen liegen lange zurück und sind zahlreich. Es wäre da die gewaltsam durchgeführte Gegenreformation in Böhmen zu nennen, dann der ständige Priestermangel, der seit 1800 zahlreiche tschechische Pfarrer in sudetendeutsche Gemeinden geführt hat, zum Teil gute Priester, zum Teil aber auch seelsorglich untaugliche, Vorkämpfer des tschechischen Nationalismus. Dazu kommt die breite Wirkung der Aufklärung, die das Volk zwar für die ethische Seite des Christentums erzog, für das Sakramentale aber kein Verständnis hatte. Was im böhmischen Kessel später an religiöser Erneuerung begann, ist immer wieder vom josephinischen Grundwasser überspült worden. Ein solches geschichtliches Erbe kann nicht durch Kritik, sondern nur durch starke religiöse Kräfte neu geformt werden.

Wenn man prüfend auf das Verhalten der Einheimischen gegenüber den Vertriebenen schaut, muß man zuerst überhaupt sehen, daß die Unterbringung von beinahe zwölf Millionen völlig verarmter Menschen in dem verelendeten Nachkriegsdeutschland eine ungeheure Leistung bedeutet. Wenn man bedenkt, auf welche Schwierigkeiten die Unterbringung von einigen hunderttausend Displaced Persons in der ganzen Welt stößt, kann man ermessen, welches Maß an sozialem Sinn und an Opferkraft das deutsche Volk, und zwar Einheimische und Heimatvertriebene, nun schon seit vier Jahren aufbringt.

Gegenüber unberechtigten Verallgemeinerungen von andersartigen Erfahrungen muß hier die Hilfsbereitschaft vieler Familien und Gemeinden genannt und gerühmt werden, welche die aus ihrer Heimat vertriebenen

Menschen in echt christlicher Weise aufgenommen haben. Das gilt insbesondere von vielen kleinen Bauern, deren eigenes Leben sich in Arbeit und täglicher Sorge erschöpft und die sich gerade deshalb ein mitfühlendes Herz bewahrt haben.

Entscheidend für die Einstellung der Einheimischen gegenüber den Vertriebenen ist das Verhalten des Ortspfarrers. Es gibt viele Gemeinden, in denen sich der Pfarrer von Anfang an der Vertriebenen tatkräftig angenommen und durch seine Predigt und mehr noch durch sein Beispiel die Hilfsbereitschaft seiner Gemeinde geweckt hat. In den Gemeinden, die von solchen Pfarrern geleitet werden, herrscht auch im allgemeinen ein gutes Verhältnis zwischen Einheimischen und Vertriebenen, und viele von diesen, sogar solche, die früher in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten lau waren, haben sich auch in das religiöse Leben der neuen Gemeinde eingefügt. Flüchtlinge, die aus religiös völlig ausgelaugten Landschaften kommen, sind in solchen Gemeinden der Kirche nähergekommen, wenn es freilich auch viel Geduld brauchen wird, ehe sie ganz für das kirchliche Leben gewonnen werden können. Allerdings hat — besonders seit der Währungsreform — auch in guten Gemeinden die Hilfsbereitschaft und Gebefreudigkeit der Einheimischen abgenommen, da der mitleidige Sinn durch die Länge der Zeit abstumpft und sich an das Flüchtlingselend gewöhnt.

In anderen Ortschaften wieder, besonders bei großen Bauern, angesehenen Handwerksmeistern und bürgerlichen Familien haben die Vertriebenen nicht selten bittere Erfahrungen gemacht. Dort entzündet sich gerade an der betonten Kirchlichkeit der Einheimischen und dem Widerspruch zwischen Kirchenchristentum und dem praktischen Verhalten gegenüber der Not das Ärgernis.

Es gibt viele Gründe, welche die Zurückhaltung etwa des Bauern gegenüber den Neuangekommenen erklären. Auch die Einheimischen haben heute oft große Existenzsorgen. Außerdem kann ein heroisches Maß an Nächstenliebe von Durchschnittsmenschen für gewöhnlich nicht erwartet werden. Viele der Vertriebenen stammen aus der Industrie und fügen sich in die Umwelt des Dorfes nur schwer ein. Schließlich liegt niemals die Schuld nur auf einer Seite. Die in sich geschlossene Welt des Bauern hält instinktiv alles Fremde fern. Leider ist auch die Dorfseelsorge vielfach zu sehr der beherrschenden Macht des bäuerlichen Denkens erlegen und beschränkt sich oft nur auf die Erhaltung der seit langem üblichen kirchlichen Formen und Gebräuche. Kein Wunder, wenn mancher Dorfpfarrer anfangs in den Vertriebenen so wie seine Bauern nur die unerwünschten Fremden gesehen hat, die die kirchliche Geschlossenheit seiner Gemeinde stören, und wenn er sein Pfarrhaus mit allen Mitteln vor der Belegung mit Flüchtlingen freizuhalten suchte. Ähnliches gilt auch von den Menschen in den kleinen Städten und von den Auffassungen der kleinbürger-

lichen Welt. So ist das Flüchtlingselend heute ein Prüfstein geworden für die Echtheit des Christentums in unseren Städten und Dörfern. Nichts kann darüber hinwegtäuschen, daß auch das äußerlich gesehen eifrigste religiös-kirchliche Leben in einer Gemeinde bloßes Gewohnheitschristentum ist, wenn das praktische Verhalten der meisten nicht von der christlichen Liebe gegenüber der ungeheuren Bedrängnis der andern bestimmt wird, sondern lediglich von der Sorge um das Eigene, die sich die Notleidenden möglichst vom Leibe hält.

Die äußere und innere Not der Vertriebenen ist aber auch ein Prüfstein geworden für die Seelsorge, die Verkündigung des Gotteswortes und das persönliche Leben des Priesters. Es ist heute für die Wirksamkeit des Priesters entscheidend geworden, ob er seine Kraft schöpft aus dem Bewußtsein seines heiligen Auftrags und aus einem Leben, das sich unter das Gebot der Liebe gestellt hat. Ein Predigtwort, das nur die religiöse Verbrämung eines materiell gesicherten Lebens ist, reicht nicht bis in den Abgrund der Verzweiflung, in den heute viele geworfen sind. Den existenzlosen Massen kommt es heute oft vor, als stünde der Priester weit entfernt von ihnen auf einer sicheren Brücke und mahnte sie, die Gebote Gottes zu halten, während sie mitten in einem reißenden Strom um das nackte Leben kämpfen müssen. Nur ein Priester, der selbst erschüttert und unruhig geworden ist durch das unsägliche Leid unserer Zeit, vermag die Heimatlosen nicht nur zu trösten, sondern auch zurechtzuweisen. Er wird allerdings dann auch die Besitzenden aus ihrer ichsüchtigen Verblendung aufzuwecken trachten und sich nicht scheuen, bei ihnen nötigenfalls auch einmal Anstoß zu erregen.

Die Gemeinsamkeit der Heimat und des Schicksals ist es gerade, die die Heimatvertriebenen immer wieder nach einem ihrer Priester rufen läßt. Man muß einmal eine große Flüchtlingswallfahrt miterlebt haben. Wie da die Herzen aufgehen! Mit welchem Vertrauen sich die verhärmten Menschen von ihrem Heimatpriester auch eine harte Wahrheit sagen lassen! Er kann sie nicht nur leichter trösten als der einheimische Priester, sondern vermag ihnen auch eher den Weg zu weisen für die Meisterung ihres schweren Schicksals als einzelne und als Volksgruppe. Niemand möge befürchten, daß durch solche außerordentlichen Gottesdienste für die Heimatvertriebenen eine „Flüchtlingskirche“ entsteht oder daß diese dann schwerer in ihre neue Pfarrgemeinde hineinwachsen. Im Gegenteil. Auch wenn bei einer solchen Flüchtlingswallfahrt der Schmerz um die verlorene Heimat erneut aufbricht — es ist ein seelischer Gesundungsprozeß, der sich hier vollzieht und die innere Erstarrung der Menschen löst. Wenn man aber schon auf die psychologische Bedeutung solcher Flüchtlingsgottesdienste nichts geben will, sollte man wenigstens auf die gewaltig ansteigende Heimatbewegung unter den Vertriebenen achten, die sich in der Schaffung von Heimatbünden und Landsmannschaften äußert, deren Führung radikale Gruppen in die Hände zu bekommen trachten.

Die wichtige Aufgabe der Menschenführung gegenüber den Vertriebenen wird die Kirche nur durch deren Heimatpriester erfüllen können.

Eine gewisse Passivität des Seelsorgers in der Flüchtlingsfrage und ein verständnisloses Verhalten der Einheimischen gegenüber den Vertriebenen wird von diesen ebenso wie eine negative Einstellung des CSU-Landrates oder -Bürgermeisters der Kirche angelastet und wirkt in schlimmster Weise auf das religiöse Leben der Vertriebenen aus. Überall dort, wo diese auf verschlossene Herzen stoßen, werden sie nicht nur verbittert, sondern halten sich auch vom kirchlichen Leben fern bis auf die wenigen, die ihren Glauben schon immer als bewußtes Eigentum durch alle Schicksalsschläge bewahrt haben. In solchen Orten ist die große seelsorgliche Möglichkeit, die Ausgewiesenen in dem Augenblick, als ihre Herzen durch das Leid aufgewühlt waren und nach Gott verlangten, durch christliche Aufnahme auch zur Teilnahme am kirchlich-sakramentalen Leben der neuen Gemeinde zu gewinnen und dadurch manche unverschuldete Lauheit in der religiösen Tradition ihrer alten Heimat zu überwinden, vertan worden. Im Gegenteil: Die Unterbringung der Vertriebenen in solchen katholischen Gemeinden ist wegen des entstandenen Ärgernisses am Christentum der „guten Christen“ eine ernste Belastung für die Einstellung des Heimatvertriebenen gegenüber Glaube und Kirche. Darum verschärft sich auch dort, wo die werktätige Liebe fehlt, das Verhältnis von Einheimischen und Vertriebenen zum offenen sozialen Gegensatz von Besitzenden und Nichtsmehr-Besitzenden und treibt immer mehr einem unheilvollen Radikalismus entgegen.

Die größte seelsorgliche Not entstand dadurch, daß über vier Millionen ostdeutscher Katholiken<sup>1</sup> aus ihrem katholischen Heimatboden gewaltsam herausgerissen und in protestantische Landschaften verschlagen wurden, wo für sie in kirchlicher Hinsicht anfangs fast nichts getan werden konnte. Die wenigen dort bestehenden katholischen Pfarreien zählten auf einmal das Zehn- und Zwanzigfache an Katholiken. Die frühere katholische Pfarrei Wismar umfaßt z. B. ein Gebiet von 406 Städten und Dörfern und zählte früher 3700 Seelen, die zur Hälfte in Wismar selbst wohnten und von drei Priestern betreut wurden. Heute sind es beinahe 20000 geworden, die über alle 406 Ortschaften zerstreut sind und von nur 8 Priestern seelsorglich versorgt werden.<sup>2</sup> Für ihre kirchliche Betreuung fehlte anfangs einfach alles. Es gab keine Gottesdiensträume, keine gottesdienstlichen Geräte, keine Paramente und vor

<sup>1</sup> Davon rund je eine Million in der amerikanischen und in der britischen Zone und zwei Millionen in der russischen Zone. In Bayern sind etwa  $\frac{1}{4}$  Million katholischer Flüchtlinge in der Diaspora untergebracht.

<sup>2</sup> An eigenen Kirchenräumen zählt die Pfarrei heute 1 Pfarrkirche und 3 Kapellen. Weitere 3 Räume sind für Gottesdienst und Unterricht fest gemietet. In 23 evangelischen Kirchen und in 7 vorübergehend gemieteten Räumen verstreut im ganzen Sprengel wird regelmäßig Notgottesdienst gehalten. — Religionsunterricht wird von 8 Priestern und 16 Katechetinnen bzw. Schwestern an 42 Ortschaften gehalten. 1535 Kinder sind dazu eingeschrieben.

allem keine Priester. Obwohl mittlerweile durch Flüchtlingspriester und auch zum Teil durch Priester aus Westdeutschland etwa 700 neue Seelsorgstellen und über 3700 Gottesdienststationen neu errichtet wurden, ist die Zahl der Priester immer noch zu gering. Der Bischof von Osnabrück sagte einmal, er brauche noch etwa 100 Priester, damit alle Gläubigen seiner weit ausgedehnten Diasporadiözese wenigstens einmal im Monat Gelegenheit zum Besuch der Sonntagsmesse hätten. Die allgemeine Not an Wohnung, Nahrung und Kleidung bedrängt den Diasporapriester wie die einfachen Gläubigen. Dazu die Strapazen der weiten Wege! Jeder Diasporaseelsorger hat mehrere Ortschaften zu betreuen, oft 20 und 30, ohne Auto, vielfach ohne Zugverbindung, in der russischen Zone auch oft ohne Fahrrad, mit dürftiger Kleidung und schlechtem Schuhwerk. So wandern sie Sonntag für Sonntag, ausgehungert und abgemergelt, 30 und 40 Kilometer weit, um in drei, vier oder fünf Dörfern den Gläubigen die Gnade des Sakraments und des Gotteswortes zu bringen. Vielleicht die drückendste seelische Not des Diasporaseelsorgers ist die Einsamkeit. Es gibt keine Klöster, keine Stätten der geistlichen Erneuerung, keine Möglichkeiten der Aushilfe, des Gedankenaustauschs und der regelmäßigen Erholung. So ist das Leben der Diasporapriester ein Heldenlied des Seeleneifers und der Entbehrungen, der Welt unbekannt, von Gott aber gesehen und gesegnet.

Die Not des Diasporapriesters wird nur noch erreicht vom Elend der katholischen Vertriebenen in der Diaspora, in der die Hilfsbereitschaft der Einheimischen zum Teil noch durch den konfessionellen Gegensatz verringert ist. Vor allem in den ärmeren Mittelgebirgslandschaften Mitteldeutschlands erschöpft sich das ganze Leben der Vertriebenen im Kampf um die Erhaltung des nackten Daseins: Hunger, Kälte, oft Lumpen am Leibe — und im Herzen eine schwärende Wunde, das Heimweh!

Zu ihnen allen ist der Diasporapriester gesandt. Wenn er nur recht oft kommen könnte! Aber er kann nur wenige Gottesdienste und Schulstunden halten. Die Gläubigen müssen viele Kilometer weit pilgern. Viele können es nicht mehr. Sie sind zu alt und zu schwach oder haben keine Schuhe mehr. Ergreifend, wenn im Sommer zu besonderen Gelegenheiten die Züge der Vertriebenen nicht abreißen wollen: zur Maiandacht, zur Fronleichnamsprozession, zur Firmung. In der tiefsten Not erwachen Wunder der Gnade. Das sind die Seelsorgsfreuden des Diasporapriesters. Haben nicht vielleicht diese armen Menschen die Aufgabe, in ein vielfach ungläubig gewordenes Land das Licht des katholischen Glaubens hineinzutragen?

Aber ein naiver Optimismus über die Zukunft der Diaspora wäre verfehlt. Es ist immer nur eine verhältnismäßig kleine Schar von Gläubigen, die von der Seelsorge erfaßt werden kann. Dort, wo der Priester nicht regelmäßig hinkommt, bricht das katholische Glaubensleben zusammen. Die alte Erfahrung, daß die Katholiken aus katholischen Landschaften

nicht diasporareif sind, bestätigt sich erneut. Die Zahl der Mischehen steigt. Die Anpassung an die protestantische Umwelt, auch als Selbstschutz der Hilfsbedürftigen, schreitet fort. An Orten, wo kein katholischer Gottesdienst gefeiert werden kann, besuchen Katholiken häufig den protestantischen Gottesdienst. Der Bildung eines lebendigen Kirchenbewußtseins stehen die größten Schwierigkeiten entgegen. Es fehlt ein eigener Gottesdienstraum, der Mittelpunkt der Kirchengemeinde werden könnte. Zwar werden überall dankenswerterweise die protestantischen Pfarrkirchen für den katholischen Gottesdienst am Sonntag bereitwillig zur Verfügung gestellt. Geistliche Heimat aber kann diese der katholischen Gemeinde doch niemals werden. Der große soziale Gegensatz der Verarmten gegenüber einer zum Teil wohlhabenden protestantischen Bevölkerung, bei der vielfach noch die alten Vorurteile gegen die katholische Kirche mitsprechen, weckt bei den Katholiken, besonders der Jugend, ein Minderwertigkeitsbewußtsein. Der katholischen Kirchengemeinde droht nicht selten die Gefahr sektenhafter Verengung.

So sind die gläubigen Katholiken überall in der Diaspora, ob in der russischen oder britischen Zone oder in den Diasporagebieten Bayerns in größter Seelennot. Wie oft möchten sie auf einige Minuten in die Kirche gehen zu einem stillen Gebete vor dem Allerheiligsten und sie können es nicht. Sie haben keine Messe am Wochentag, kaum immer Gelegenheit am Sonntag, keine Andachten, keinen Kreuzweg, keinen gemeinsamen Rosenkranz. Sie haben kaum Gebetbücher und Kirchenblätter, auch heute noch kaum Religionsbücher und Katechismen für die Kinder, von denen Tausende ohne Religionsunterricht aufwachsen müssen — jetzt schon das vierte Jahr. Die Katholiken in der Diaspora schauen daher sehnsüchtig auf die katholischen Landschaften des Westens und des Südens. Was von den kirchlichen Stellen, vor allem vom Bonifatiusverein dort geschieht, ist viel und doch immer noch zu wenig. So fühlen sich die katholischen Heimatvertriebenen in der Diaspora verlassen. Am schlimmsten ist dieses Gefühl der Verlassenheit in der russischen Zone. Dort ist auch der Priester-mangel am ärgsten — 4000 Katholiken, auf viele Ortschaften zerstreut, auf einen Priester, während in den katholischen Gegenden oft 800 Gläubige, manchmal noch weniger, auf einen Priester gezählt werden.

Die Last der neu entstandenen Diaspora kann nicht allein auf die Heimatvertriebenen Priester gelegt werden, auch wenn diese in erster Linie berufen sind, ihren Landsleuten in ihrer tiefsten Not beizustehen. Über zwei Drittel aller Ostpriester unter 40 Jahren stehen bereits in der Diasporaarbeit, andere sind kränklich oder sind in katholischen Gegenden so mit Seelsorgspflichten belastet, daß sie von den Ordinariaten nicht freigegeben werden. Trotzdem muß bei diesen wie auch bei allen Priestern und Ordensleuten in Deutschland das volle Bewußtsein der Verantwortung für das Seelenheil der Vertriebenen in der Diaspora geweckt werden. Die Seelsorgsnot der Diaspora muß als die große missionari-

sche Aufgabe aller deutschen Katholiken erkannt werden. Die Millionen heimatvertriebener Diaspora-Katholiken haben eine Sendung gegenüber dem Unglauben unserer Zeit. Auf ihnen liegt insbesondere die Hauptlast der religiösen Auseinandersetzung mit dem atheistischen Materialismus des Ostens. Sie können diese Aufgabe nur erfüllen, wenn ihnen die Anstrengungen, die Gebete und Opfer ihrer Brüder zu Hilfe kommen, die weiterhin in der Geborgenheit ihrer Heimatkirche leben dürfen, in Deutschland und über Deutschland hinaus.

Die Not der Vertriebenen ist die große Heimsuchung Gottes an unserem Volk. Es bleibt uns keine Wahl. Wir werden entweder daran zugrunde gehen oder wir müssen die Stunde der Heimsuchung erkennen und in der Kraft eines lebendigen Glaubens, der durch die Liebe wirksam ist, die Not in Segen verwandeln.

## Der Kalender als kosmische Einheit

Von WILHELM RÖHRIG

Unser Kalender ist die auf astronomischen Maßen beruhende Form der Zeitrechnung, die in ihrer Gestalt an Überlieferung und Herkommen gebunden ist und dazu dient, die Lebensweise des einzelnen zeitlich zu ordnen und im Leben der Gesellschaft allgemein verbindliche zeitliche Vereinbarungen zu treffen. In ihm vereinigen sich der menschlichen Willkür entzogene, naturgegebene Maße und in der geschichtlichen Entwicklung entstandene Einteilungen und Bezeichnungen. Wir müssen zum Verständnis dieser Darlegungen einige notwendige Erläuterungen vorausschicken, selbst auf die Gefahr hin, Bekanntes zu wiederholen.

Die Grundeinheiten unseres Kalenders sind der Tag und das Jahr. Der Kalendertag ist der dem bürgerlichen Gebrauch zugrunde liegende mittlere Sonnentag. Seine Dauer ist eine aus den im Lauf des Jahres unterschiedlichen Tageslängen als Durchschnitt gebildete einheitliche Größe, die in 24 gleichlange Stunden, die Stunde zu 60 Minuten, die Minute zu 60 Sekunden, eingeteilt ist. Die Unterschiede zwischen den wirklichen Tageslängen sind für den bürgerlichen Gebrauch unerheblich und die damit verbundenen Verschiebungen des Tagesbeginnes sind in diesem Zusammenhang nahezu bedeutungslos. Was uns hier interessiert, ist die Tatsache, daß unsere Uhr keine feste, die Naturvorgänge genau nachvollziehende Einrichtung ist, sondern daß sie beweglich ist, ein Umstand, auf den später noch zurückgegriffen wird. Das natürliche (tropische) Jahr, d. h. die Umlaufzeit der Erde um die Sonne, ist 365,2422 Tage lang. Es erfährt eine natürliche Gliederung durch die vier Jahrespunkte, die Winter- und Sommersonnenwende und die dazwischenliegenden Frühjahrs- und Herbsttagundnachtgleichen. Die so gebildeten vier Jahreszeiten sind mit 88—93 Tagen nur annähernd gleich lang. Es kann